

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 60=80 (1914)

Heft: 30

Artikel: "Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges"

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-31234>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

Mit den Beilagen: **Literaturblatt** (monatlich) und **Mitteilungen der Eidg. Militärbibliothek** (vierteljährlich).

LX. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXX. Jahrgang.

Nr. 30

Basel, 25. Juli

1914

Erscheint wöchentlich. — Preis halbjährlich für die Schweiz Fr. 5.—, fürs Ausland Fr. 6.50. — Bestellungen direkt an **Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel**. Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 35 Cts. die einspaltige Petitzeile.

Redaktion: Oberst U. Wille, Meilen.

Inhalt: „Die Grundbedingungen kriegserischen Erfolges.“ — Die hellenische Armee im Balkankriege 1912/13 und jetzt. — Ausland: Frankreich: Die Zahl der Anwärter für die verschiedenen französischen Militärschulen. — Oesterreich-Ungarn: Aenderung der Mannschaftsverpflegung. — Schweden: Große Herbstübungen 1914. — Rumänien: Theoretische Ausbildung der Reserveoffiziere in Rumänien. — Vereinigte Staaten von Amerika: Maschinengewehre.

„Die Grundbedingungen kriegserischen Erfolges“

nennt sich ein Buch, das vor kurzem erschienen ist und einen deutschen Offizier, den bekannten Militärschriftsteller Generalleutnant Freiherr v. Freytag-Loringhoven zum Verfasser hat¹⁾.

Eine Reihe von europäischen und außer-europäischen Heeren wird auf Grund ihres Verhaltens bei den verschiedensten Kriegserignissen einer eingehenden Betrachtung und Würdigung unterzogen und teilweise zu einander in Vergleich gestellt. Dabei sind Heere ausgewählt worden, die nach Volkstum, religiösem Bekenntnis, Staatsform, wirtschaftlichem Charakter des Landes und Art und Weise der Ausbildung und Heeresverfassung große Verschiedenheiten gegen einander aufweisen. So werden nacheinander in den Kreis der Betrachtungen gezogen die Türken im letzten Balkankriege und in ihrem Kriege gegen die Russen 1877/78. Das russische Heer in den Anfängen seiner Entwicklung, seiner Ausgestaltung unter Nikolaus I und seinem Verhalten gegenüber den Türken und im mandschurischen Kriege. Die japanische Armee in ihrer Entstehung, ihrem Gefechtsverhalten und ihren besonderen Eigentümlichkeiten unter besonderer Berücksichtigung des ostasiatischen Krieges. Das preußische Heer in seinen charakteristischen Erscheinungen der Befreiungskriege, seinem Werdegang bis und mit den Kriegen von 1864 und 1866, wobei auch das österreichische Heer gestreift wird, sowie das deutsche Heer von 1870/71. Die Franzosen mit ihren Armeen des ersten und zweiten Kaiserreichs und Gambettas Massenaufgeboten, ihren Siegeszügen und ihrem Zusammenbruch. Endlich die Milizheere, die im nordamerikanischen Sezessionskriege gegeneinander gefochten haben mit ihren Gegensätzen, Vorzügen und Nachteilen, den in die Führung und die Kriegspläne hineinspielenden politischen Einflüssen und der sich aus der Heeresbeschaffung und den Ausbildungsverhältnissen ergebenden Beschränkung der strategischen Ziele. Ein Gemeinsames aber ist fast allen diesen Heeren eigen: Ihre Ergänzung erfolgt auf Grund der

allgemeinen Wehrpflicht oder sie werden gebildet durch reines Volksaufgebot. In die Erörterungen werden wohl organisatorische, operative und taktische Verhältnisse mit hineinbezogen, dies geschieht aber nur so weit, als es zum Verständnis des Ganzen nicht umgangen werden kann. Hauptsache ist dem Verfasser, alle jene Eigentümlichkeiten, Eigenschaften und Züge hervorzuheben, die zusammen die besondere Psyche, die Seele dieser Heere ausmachen und von der aus die Ursache von Sieg und Niederlage näher zu ergründen. Es ist also ein wesentlich psychologisches Buch. Es liefert eine Reihe von Beiträgen zur Psychologie des Krieges im 19. und 20. Jahrhundert. Damit behandelt es vorzugsweise Fragen, die über der in den Vordergrund gerückten materiellen und technischen Ausgestaltung der Heere unserer Tage unberechtigtweise in den Hintergrund gedrängt worden sind. In Wirklichkeit haben dieselben aber für Sieg oder Niederlage eine ungleich ausschlaggebendere Bedeutung, als irgend eine Organisationsfrage, die Vergrößerung der Schußweiten oder die Einführung eines weniger sichtbaren Hosenstoffs.

Keine Ueberschätzung weder der eigenen Kraft noch der verfügbaren Mittel ist wohl des Buches bedeutsamste, aber auch beherzigenswerteste Lehre. Sie rächt sich immer, weil das ungerechtfertigte und vielfach erkünstelte Selbstvertrauen gerade in jenen Momenten zusammenzuberechnen pflegt, in denen man es am nötigsten brauchen könnte. Selbstüberschätzung, gleichgültig in was für Dingen, führt immer zu unrichtiger Bewertung des Gegners, unrichtigen Maßnahmen in Krieg und Frieden, unrichtigen Voraussetzungen dessen, was mit den zu Gebote stehenden Kräften im Kriege überhaupt möglich und erreichbar ist. Sie erzeugt militärischen Dilettantismus und überspannte Friedensanschauungen, fälscht die Begriffe und trübt den richtigen Blick. Ihre Züchtung, besonders von oben herab, ja ihre Duldung nur ist eine Versündigung an Volk und Heer.

Es war Selbstüberschätzung, die die Russen 1877 monatelang an Plewna gefesselt hat. Man glaubte, die Türken nur so aus dem Handgelenk abtun zu können und eröffnete einen Krieg mit ungenügenden Kräften. Das gleiche war in Ostasien gegenüber

¹⁾ v. Freytag-Loringhoven: Die Grundbedingungen kriegserischen Erfolges. Beiträge zur Psychologie des Krieges im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin 1914, E. S. Mittler & Sohn, Fr. 6.75.

den Japanern der Fall. Umso schmerzlicher dann die Enttäuschung, der Verlust des Selbstvertrauens und der Zusammenbruch. Auch die österreichische Armee von 1866 litt an diesem Gebrechen. Man pochte auf die reiche Kriegserfahrung der Führer und die Dienstgewohnheit der Mannschaften. Beides erwies sich als trügerisch. Kriegserfahrung und Dienstgewohnheit klappten zusammen nicht nur wegen des Feuers der Zündnadelgewehre, sondern auch vor der Bescheidenheit strengster Pflichtauffassung. Das durch verhältnismäßig leichte Siege zu einem Unüberwindlichkeitsglauben verführte französische Heer ging 1870/71 an diesem zu Grunde, weil es nur mit der Möglichkeit gleich leichter Siege rechnete. Und das Heer des großen Friedrich vermochte 1806 nicht zu überleben, weil ein traditionelles Unfehlbarkeitsgefühl Blick und Sinn für zeitgemäße Neuerungen getrübt und erstickt hatte.

Bei allem, was Krieg, Kriegführung und Kriegsvorbereitung betrifft, muß man sich an das Erreichbare halten. Es gilt die „Kunst des Möglichen“ zu verstehen und auszuüben. Weil er sie verstand, bezog der angriffslustigste Feldherr seiner Zeit, Friedrich der Große, das befestigte Lager von Bunzelwitz und rettete damit Heer, Reich und endlichen Sieg. Weil er diese Kunst nicht verstand, führte Karl seine nie besieigten Schweden nach Pultava und opferte damit Heer und Feldherrenruhm. Freilich diese Kunst des Möglichen ist schwer und ihre Prediger sind nicht beliebt. Ihre Jünger setzen sich leicht dem Rufe der Rückständigkeit aus, ja man zieht sie, ihre Zeit nicht richtig erkannt zu haben.

Aber was ist diese Kunst des Möglichen schließlich anders als eine richtige Einschätzung der verfügbaren geistigen, moralischen und materiellen Mittel, ein zielbewußtes sich Strecken nach der Decke, eine nüchterne Bewertung dessen, was auch noch unter den erswerensten Verhältnissen erreicht werden kann und erreicht werden muß. Sie lehrt eine Organisation der Streitkräfte nach Maßgabe der wirklich vorhandenen und verfügbaren Mittel, ihre Gliederung, Ausrüstung und Bewaffnung mit Rücksicht auf die Finanzen, die Eigentümlichkeiten des Landes, die mutmaßlichsten Aufgaben und die den Führern zu gebende Ausbildungsmöglichkeit. Sie weist die unbedingt notwendigen Ausbildungsziele in Ansehung der hierfür vorhandenen Zeit, den dazu passendsten Gang der Ausbildung von Truppe und Führer und eine diesen Verhältnissen entsprechende Befehlsgebung. Sie bewahrt vor Extravaganzen und Utopien in dieser oder jener Richtung. Aber sie ist wirklich eine Kunst, bei der sich der Meister erst in der Beschränkung zeigen kann.

Aus allen psychologischen Untersuchungen der Kriege im 19. und 20. Jahrhundert, aber auch aus denjenigen früherer Zeiten geht untrüglich hervor, daß nur eine in Disziplin und Autoritätsgefühl innerlich gefestigte Truppe den seelischen und körperlichen Anforderungen des heutigen Krieges gewachsen ist. Dies gilt umso mehr, je höher der Kulturgrad eines Volkes ist und je größer die persönliche und bürgerliche Freiheit ist, die ihm seine Staatsform gestattet. Hiefür schafft einzig und allein straffe Schulung und planvolle Erziehung zu geläutertem und bewußten Pflichtgefühl die Gewähr. Das ist das allererste, die

Grundlage, die unbedingt erreicht werden muß, dauere nun die Ausbildungszeit wenige Monate oder mehrere Jahre. Es werden sich trotzdem im Kampfe noch Depressionszustände ergeben. Sie sind bei keiner Truppe ausgeblieben, weder bei den nervenstarken Japanern noch bei den gut gedrillten Preußen. Aber immer sind sie dort am schnellsten beschworen worden, wo die Gewohnheit zum Gehorchen und die Unterordnung unter die Führung am größten war.

In dem ersten größeren Zusammenstoße des nord-amerikanischen Bürgerkrieges, am Bull Run 1861, zeigt sich deutlich, was man von Heeren zu erwarten hat, denen innere Festigung noch nicht eigen ist. Es traten auf beiden Seiten rund 30.000 Mann ins Gefecht, aber der Verlauf war für beide Teile nicht rühmlich. Die Unionstruppen, anfänglich im Vorteil, vermochten einem überraschenden Flankenangriff nicht Stand zu halten. Die Konföderierten gerieten arg ins Wanken, bis eine schwache Brigade mit einer Batterie unerwartet in der rechten Flanke ihrer Gegner erschien und deren ganze Linie haltlos zusammenbrechen ließ. Jetzt verwandelte sich die zuerst ordentliche Haltung in wilde Flucht. Dabei konnten viele der Fliehenden auf dem südlichen Potomac-Ufer überhaupt nicht mehr zum Halten gebracht werden, sie überfluteten das nahe Washington und liefen zum Teil bis New-York, 400 km weiter, indem sie die abenteuerlichsten Gerüchte vom Verrat ihrer Führer durch das Land trugen. Nur ein reguläres Bataillon und die Kavallerie bewahrten inmitten der allgemeinen Flucht noch Haltung und deckten den Rückzug. Und doch war die Tragweite der Niederlage an sich keineswegs bedeutend, denn nur 1500 Tote und Verwundete, 1400 Vermißte, hatte die Schlacht die Föderierten gekostet. Aber das Beschämende bestand darin, daß die föderierten Truppen auch solche verhältnismäßig geringen Verluste nicht zu ertragen vermochten, daß sie 28 Geschütze im Stich gelassen und den unwiderleglichen Beweis ihrer Minderwertigkeit erbracht hatten. Die ohnehin zweifelhafte Disziplin schwand völlig dahin, wozu das Gezänk unter den höheren Führern, die sich gegenseitig die Schuld zuwälzten, das seinige beitrug. Doch auch der Feind war mit seinen Neubildungen durch das Gefecht so erschöpft und durcheinandergekommen, daß er nicht verfolgen und seinen Erfolg nicht ausnützen konnte, obgleich man nicht mehr als 1700 Mann eingebüßt hatte. „Bei den Konföderierten beschwor die sichere Hand kundiger Führer die Gefahr und wußte eine bereits verlorene Sache zum guten zu wenden. Auf nordstaatlicher Seite hingegen wurde der kommandierende General Mc Dowell von seinen Unterführern nur mangelhaft unterstützt, der Dilettantismus trat deutlich hervor, die völlig unzureichende Truppe war einer ernsten Probe nicht gewachsen.“

Landauf, landab ist man eigentlich, sozusagen theoretisch, vollständig davon überzeugt, daß in einem Kriege mit einem Heere nicht auszukommen ist, dem es an innerer Festigung und gewohnheitsmäßigem Gehorsam fehlt. Hoch und niedrig, Soldaten und Politiker führen auch das Wort „Disziplin“ wacker im Munde, schwören und beteuern bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten, daß sie dieselbe hochhalten und als einzigstes Axiom zur Erschaffung wirklicher Kriegs-

tüchtigkeit betrachten. Freilich gilt es dann, diese Ueberzeugung praktisch zu betätigen, so gehen die Meinungen weit auseinander. Gar mancher findet dann für Unterordnung und Disziplin seine eigene Definition.

Aber auch darüber, wie diese innere Festigkeit des Heeres zu schaffen und zu erhalten ist, herrscht selbst unter den sogenannten Kundigen tiefgehende Divergenz. Dabei sind diejenigen nicht einmal die schlimmsten, die ein Nichtverstehenkönnen von dem Erkennen des richtigen Weges und der richtigen Mittel ausschließt. Sie sind wenigstens belehrbar. Viel gefährlicher sind jene, die richtigen Erkenntnis ein Nichtverstehenwollen entgegenzusetzen; denn dieses Nichtverstehenwollen beruht in der Mehrzahl seiner Fälle auf persönlichen und egoistischen Motiven. Es trägt die Schuld an jenem Führerzwist, dem wir im nordamerikanischen Sezessionskriege beinahe nach jedem Mißgeschick begegnen und der auch den Generalen des ersten Napoleon nicht fremd war, sobald sie die harte Faust ihres Kriegsherrn nicht unmittelbar im Nacken fühlten. Diese Gefahr wird umso größer, je weniger persönlich verantwortlich die Staatsleitung ist, je weniger ihr militärische Sachkunde eignet und je mehr Dilettantismus regiert. Der über eine vorzügliche theoretische wie praktische militärische Bildung verfügende Präsident der Südstaaten, Jefferson Davis, begnügt sich nach den fähigsten Führern zu suchen und darauf zu vertrauen, daß sie selbst die rechten Mittel finden, um die Pläne der Regierung auszuführen, aber er hütet sich sorgsam, seine Truppenführer durch Vorschriften einzuengen oder ihnen gar bestimmte Unternehmungen aufzuzwängen. Anders geschieht es auf nordstaatlicher Seite. Der jeder fachmännischen Unterlage entbehrende Lincoln schreibt seinen Heerführern oft bis in die Einzelheiten hinein die Bewegungen und Operationen vor, ordnet über die Köpfe der verantwortlichen Führer hinweg Schwächungen und Verstärkungen der verschiedenen Armeen an. So erlangen politische Strömungen und demagogische Wühlereien auf die Kriegführung einen ungehörigen Einfluß und was ebenso schlimm ist, hinter dem Staatsoberhaupt verschansen sich unverantwortliche militärische Ratgeber, ihre Vertrauensstellung und ihr allfälliges Wissen weit vom Geschütz zur eigenen Gloriole ausnützend oder gar zu Zwecken kleinlicher Rachsucht mißbrauchend. Weil ihnen jedes militärische Beurteilungsvermögen abging, hetzten 1870/71 Gambetta und seine Gehilfen die mit ungeheurer Anstrengung und riesigem Kostenaufwand geschaffenen Armeekorps vorzeitig an den Feind und diktierten den Generalen auf Zeit und Stunde hinaus strategische Maßnahmen, obgleich diese ihre Truppen für noch nicht operationsfähig und die Operationen selbst für noch nicht genügend vorbereitet erklärten.

Alle diese Gefahren werden dort nicht kleiner, wo man sich im Laufe der Zeiten so nach und nach an eine mehr kommissarische Behandlung militärischer Geschäfte gewöhnt hat. Das Verantwortlichkeitsgefühl muß hierunter leiden und je länger je mehr in die Brüche gehen. Zudem ist gar nicht gesagt, daß kommissarische Geschäftsbehandlung immer die zweckmäßigsten Beschlüsse zeitigt. Auch hier erlangt, meist zur Unzeit, die geschickte Suade die Oberhand und Motive aller

Art schaffen aus den heterogensten Gliedern eine Allianz der Meinungen gegenüber den wohl dokumentiertesten Anträgen, besonders wenn deren Urheber noch nicht oder nicht mehr persona grata ist. Für unverantwortliche Ratgeber aller Art ist Raum genug, ein Kommissionsmitglied rechtfertigt sich mit der Verantwortlichkeit des anderen und das Ganze hat verzweifelte Aehnlichkeit mit dem verpönten Kriegsrat, bei dem nach dem alten Fritz nichts weiteres herauskommt, als daß die timidere Partei den größeren Haufen ausmacht. Nur allzu leicht kommt es zum Kotau vor der augenblicklich herrschenden Strömung oder irgend einer mit Emphase verkündeten und mit dem nötigen Apparat an Schlagworten und Zitaten aufgeputzten Lehrmeinung. Bricht dann das ganze System zusammen, weil es eben auf unrichtigen Grundlagen aufgebaut war, so ist niemand da, die Verantwortlichkeit zu tragen. Die Kommission verschanzte sich hinter die Anträge und Beschlüsse von Landesbehörden und Parlament und hat zudem in ihrer Mehrheit nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, wie die Formel lautet. Landesbehörde und Parlament haben beantragt und beschlossen im Vertrauen auf die Sachkunde der Fachkommission, denn sie haben doch nicht über die Autorität der leider unrichtig berichteten Fachmänner hinausgekonnt.

Aus allen diesen Gründen ist es auch begreiflich, daß man überall dort, wo man sich zu einer Erkenntnis der wirklich kriegerischen Werte nicht durchringen kann oder nicht durchringen will, der technischen Ausstattung in erster Linie die Ehre gibt. Leichten Herzens bewilligen Regierung und Räte für technische Verbesserungen aller Art Unsummen und vermeinen damit das Höchste geleistet zu haben, was zu leisten möglich war. Daß hiemit eben noch nicht alles getan ist, daß gegenteils, je verfeinerter und ausgeklügelter die Bewaffnung und Ausrüstung ist, umso höhere Anforderungen an die moralische und seelische Festigung von Führern und Geführten gestellt werden müssen, lehrt das Buch auf fast jeder Seite.

Aber auf noch etwas macht das Buch aufmerksam, das gerade in letzter Zeit sich hinter die Ohren zu schreiben man bei uns gerechtfertigten Grund und Ursache hat. Es sind die unheimlichen Folgen eines unberechtigten Chauvinismus, der sich je länger je mehr breit macht. Dieser Chauvinismus ist für wirklich militärische Bestrebungen, für die Schaffung eines wahrhaft kriegstüchtigen Heeres der schlimmste Feind, weil er hochmütig und selbstgefällig jede Kunst des Möglichen beiseite wirft. Seine hauptsächlichsten Zuchtprodukte sind gedankenlose Selbstüberschätzung, ein Prunken mit kleinlichen Mitteln und ein alles verflachender Dilettantismus. Er trübt den Blick und verwirrt die Köpfe über das, was wirklich erreichbar. Er ist umso gefährlicher, weil er sich gerne mit Patriotismus identifiziert und leicht mit diesem verwechselt wird. Er setzt die Legende vom gewissen Siege an die Stelle der geduldigen Arbeit, die geleistet werden muß, um den Sieg zu gewinnen. Darum ist er eben niemals echter Patriotismus, sondern ein Zerrbild desselben. Echter Patriotismus ist selbstlose, aufopfernde Hingabe, der Chauvinismus schießt nach der eigenen Tasche und ist erpicht auf eigene Gloriole, die Mittel hierfür sind ihm gleichgültig.

Das Buch schließt mit Worten, die während des mandschurischen Krieges ein schweizerischer Prediger über die Japaner gesprochen hat: „Dort unter jenem fernen, fremden Volke ist Wahrheit und Tatsache geworden, was bei uns wohl an allen Festen deklamiert, aber im öffentlichen und privaten Leben in beklagenswerter Weise vergessen wird: Alle für einen, einer für alle. Dort erhebt sich wieder einmal ergreifend, groß, bewundernswert die Hingabe an ein gemeinsames, hohes Ziel über alle Wünsche und Interessen der Selbstsucht und über alles Gezänk der Parteien und Klassen.“ Mögen diese Sätze bei uns dieselbe Berücksichtigung finden, wie sie der Verfasser für Deutschland als wünschenswert erachtet. -t.

Die hellenische Armee im Balkankriege 1912/13 und jetzt.

Die Erfolge der hellenischen Armee im Feldzuge 1912/13 waren allgemein in Europa sehr überraschend. Unter dem ewigen Wechsel der sich in der Regierung ablösenden Parteien hatte das griechische Wehrwesen immer am schwersten zu leiden. Daher hatte denn auch Hellas, sobald es seine aufs Höchste geschraubten Ansprüche auf die Erbschaft des byzantinischen Reiches mit den Waffen in der Hand zur Geltung zu bringen suchte, wie 1880/81 und 1885/86, mit dem Heere nichts dafür ausrichten können. Daß es trotzdem, ohne einen Schuß zu tun, nicht unbeträchtliche territoriale Erwerbungen machte, wie 1881 Thessalien, hatte es der viel zu wenig anerkannten klugen Politik seines jüngst verstorbenen Königs Georgios I. zu danken. Die erste ernsthafte Probe seit dem Bestehen des Königreiches hat die Armee, im besonderen das Offizierskorps, im Jahre 1897 im Krieg gegen die Türkei nicht bestanden. Indessen ist man in Europa bei der Verurteilung derselben doch zu weit gegangen. Besonders konnte aus der Panik von Larissa kein abschließendes Urteil über die gesamte Armee gezogen werden, auch in anderen Armeen sind derartige Paniken schon vorgekommen. Das Bestreben, diese Niederlage wieder gut zu machen, hat seitdem das hellenische Volk erfüllt. In dem von der hellenischen „Offiziersliga“ veranlaßten Auszuge der athenischen Garnison nach Ghudi (Nacht 28/29. August 1909) hat das Ausland antidynastische Absichten gesehen. Er sollte dagegen nur beweisen, daß es dem Offizierskorps mit der Ausschaltung der Prinzen- und Günstlingswirtschaft der Palast-Clique bitterer Ernst war. Die weitere Folge war die Berufung des kretischen Staatsmannes Eleutherios Venizelos. Ihm gelang es als Ministerpräsident das alte Parteiwesen zu unterdrücken und der hellenischen Nation eine dreijährige Ruhepause zu verschaffen, welche zu längst notwendigen Reformen auf allen Gebieten ausgenutzt worden ist. Dabei ist das Heer nicht zu kurz gekommen. Seine Reformarbeit war in die Hände des damaligen Kronprinzen Konstantin als Höchstkommandierenden gelegt worden, welcher bekanntlich in deutscher militärischer Schule ausgebildet worden ist. Eine einseitige Auffassung hat dagegen der französischen Militärmission (Chef Oberst Eydoux) die Hauptrolle zugewiesen, was schon durch die kurze Dauer derselben seit Februar 1911 ausgeschlossen ist. Die hellenische Vorliebe für Frankreich, welches allerdings dem jungen Staate allezeit seine politische

Unterstützung geliehen hat, mag diese Ansicht erklären. Eine frühere französische Militärmission, der General Levasseur, die Admirale Lejeune und Dupont, war mit ihren Erfolgen in Hellas 1885 bis 1887 wenig zufrieden gewesen. Sie hatte mit ihrer Meinung über Offiziere, Heer und Flotte nicht hinter dem Berge gehalten. Oberst Eydoux dagegen und seine Kameraden haben sich geradezu entzückt über den guten Geist der Offiziere und die gegenseitige Sympathie und das Vertrauen zwischen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften ausgesprochen.

Als sich die Dinge auf der Balkanhalbinsel 1912 zum Kriege zuspitzten, war die hellenische Armee — man könnte sagen wie gewöhnlich! — in der Umformung begriffen. Bin im Jahre 1911 gegebenes Wehrgesetz sollte die Wehrkraft des Landes bedeutend vermehren. Vor allem schien dabei mit den bisherigen zahlreichen Dienstbefreiungen aufgeräumt worden zu sein, welche einzig den Geistlichen vorbehalten waren. Im allgemeinen hatten bisher nur die Unglücklichen ihre vorschriftsmäßige Zeit aktiv abdienen müssen, die weder Freunde noch Verwandte von politischem Einfluß hatten! Doch waren durch die Hintertüre eines militärischen „Vorunterrichts“ wenigstens Dienstverkürzungen gesetzlich zulässig. Für diejenigen nämlich, welche während einer dreijährigen Dauer auf eigene Kosten eine spezielle Schießausbildung durchmachten, war eine Verkürzung des aktiven Dienstes von zwei Jahren auf ein Jahr vorgesehen. Ob dieser Unterricht mit 120 vollständigen Unterrichtsstunden in drei Jahren vom vollendeten 16. bis 19. Lebensjahr ab diese und ähnliche Verkürzungen der aktiven Dienstzeit rechtfertigen konnte, erscheint doch recht zweifelhaft. Die Ableistung der Militärpflicht scheint aber auch 1911 der Bevölkerung noch recht wenig in Fleisch und Blut übergegangen zu sein; nach wie vor entzogen sich derselben von den zur gesetzlichen Dienstzeit Einberufenen 40%. Nach dem neuen Wehrgesetz von 1911 sollte die Gesamtdienstzeit statt wie bisher 30 nunmehr 35 Jahre betragen, d. h. vom 19. bis zum 54. Lebensjahre. Davon waren zwei Jahre unter der Fahne, zehn in der ersten, neun in der zweiten Klasse der Reserve, sieben in der Landwehr und sechs im Landsturm vorgesehen. Als Minimum des jährlichen Rekrutenkontingents waren 13,000 Mann veranschlagt. Damit entsprach man der bisherigen Norm, wonach von 22,000 Ausgehobenen 60%, d. h. 13,000 Mann wirklich zur Einstellung gelangten! Mit der Zeit hoffte man auf ein Jahreskontingent von 19,000 Mann zu kommen! Natürlich war eine Neugliederung und Vermehrung der Armee vorgesehen, aber bis zum Erlaß des Mobilmachungsbefehls am 30. September 1912 nur zum allergeringsten Teil durchgeführt. Die Kadre-Einheiten bei allen Waffengattungen im alten Wehrgesetz waren aufgehoben. Damit war eine kleine Vermehrung der bestehenden Volltruppeneinheiten möglich gemacht. Der Mobilmachung kam es zu statten, daß im Jahre 1912 ziemlich ergiebig von einer Bestimmung des neuen Wehrgesetzes Gebrauch gemacht worden ist. Danach wurden bis jetzt nicht eingestellte Reservisten und Landwehrleute statt wie bisher drei Wochen vom 1. März ab drei Monate, zahlreiche ausgebildete Reservisten jahrgangsweise von April ab abwechselnd auf vier Wochen eingezogen. Die Infanterie hatte den Löwenanteil der Eingezogenen